

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 210.

Montag, 9. September.

1929.

## Der neue Inspektor.

Roman von Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle a. d. S.

Es regnete; es regnete „Bindfaden und Schusterjungen“, wie der Herr Inspektor auf Treßin sagte. Es klatschte gegen die Fenster, es rieselte und strömte unablässig seit gestern abend. Auch am Vormittag sah es noch nicht nach Besserung aus.

Die Mägde patzten mit hochgeschürzten Röcken, unter denen die drallen, wollbestrumpften oder nackten Waden hervorliefen, durch den zähen Brei des Hofes und der Wege, die dringend nach einer neuen Aufschüttung verlangten.

Die Knechte fluchten leise, der Inspektor schimpfte halblaut, und der „Alte“, wie sie kurzweg den Herrn nannten, wettete, fluchte und schimpfte so laut, daß ihm Mensch und Vieh in weitem Bogen aus dem Wege gingen.

Das war zwar nichts Neues. Aber heute war der Herr Ökonomierat Koloff ganz besonders schlechter Laune. Und heute hatte er beinahe einen Grund dazu.

Eben kam er aus dem Pferdestall, schlug mit drohnendem Knall die Tür hinter sich zu, brummte noch etwas von „Sauwirtschaft“ und „Dreckmensch“ in seinen dicken, struppigen Graubart, verfehlte einem Köter, der ihm nicht schnell genug aus dem Wege ging, einen Fußtritt, daß er heulend, mit eingeknicktem Schwanz davonlief, und schritt dann, aus einer kurzen Jagdpfeife einen stinkigen, grauen Dampf ausstoßend, dem Hause zu, in dem er zur Erleichterung der Hofleute endlich verschwand.

Draußen im Wohnzimmer, das er betrat, stand eine junge Dame und schmierte Semmeln, die sie dann sorgfältig mit Schinken und Wurst belegte.

Der Gutsbesitzer ging schweigend im Zimmer umher und warf nur von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf seine Tochter, die ruhig in ihrer Beschäftigung fortfuhr.

„Für wen ist denn das?“

„Etwas zum Mitnehmen für unterwegs“, erwiderte die junge Dame, ohne aufzublicken.

„Na, du sorgst ja gut für dich! Das willst du alles allein...?“

„Aber, Vater, ich komme ja erst gegen sieben Uhr in Berlin an. So lange kann ich es doch nicht aushalten, ohne etwas zu essen.“

„Na ja, an Appetitlosigkeit hast du nie gelitten. Es ginge jedoch auch ohne Schinken. Die Schweine werden immer teurer.“

„Desto besser für dich als Landwirt und Züchter.“

„Ja, das stimmt schon, aber nicht, wenn man alles allein aufsprapelt! Ihr Frauenzimmer könnt eben nicht sparen!“

Lisbeth zuckte mit den Achseln. Dann legte sie plötzlich das Messer beiseite und wandte ihm ihr Gesicht zu über das es wie verhaltene Schelmerei zuckte.

„Nun, wenn du meinst, Papa, kann ich mir ja unterwegs etwas kaufen... Das ist auch praktischer.“

„Na, das fehlte gerade noch! Das Geld weg-schmeißen! Eine Mark für ein Margarinebrötchen mit nem Kartenblatt Schinken drauf...! Hahaha!“ Er lachte spöttisch. „Du hast ja auch gar kein Geld.“

„Freilich. Ich kann doch nicht ohne Geld nach Berlin fahren.“

„Du hast doch nicht etwa aus der Milchkasse...?“

„Ja, natürlich. Dreißig Mark. Das ist doch das mindeste, was ich mitnehmen muß.“

„Du hast — du bestiehlst meine Kasse?“ Er stapfte wütend auf sie zu, mit hochrotem Gesicht und erhobener Stimme schreiend: „Augenblicklich gib das Geld raus! Das wäre noch schöner! Wozu brauchst du Geld in Berlin? Professors können für dich bezahlen, wenn sie dich eingeladen haben — ganz unnötigerweise übrigens.“

„Aber Papa“, erwiderte Lisbeth, die an seine Art gewöhnt war, ruhig, „es kommt doch mal vor, daß ich allein ausgehe, ein Auto bezahlen oder Trinkgeld geben muß.“

Der Alte lachte so wütend auf, daß sie jetzt doch ganz erschrocken inne hielt:

„Das gnädige Fräulein fährt Auto und gibt Trink-gelder, ganz wie Rothschilds Tochter. Bin ich ein Fürst? Du kannst mit der Straßenbahn fahren oder zu Fuß gehen, wenn Professors dich nicht freihalten, was ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist.“

„Ich muß mir auch noch verschiedenes anschaffen in Berlin.“

„Anschaffer?“, brüllte der Ökonomierat in den höchsten Tönen zorniger Verwunderung. „Arbeitest du nicht seit drei Wochen mit Micken und der Klühower Schneidermamsell an der verdammten Klee-dage, statt dich um die Wirtschaft zu kümmern? Bist du nicht extra nach Klühow gefahren und hast eingelaufen, als ob ich ein Millionär wäre und kein armer Landmann, dem die Zinsen und Hypotheken sowie die schlechten Zeiten die Haare vom Kopfe fressen?“

„Beruhige dich doch, Papa! Es handelt sich ja nur um Handschuhe und so noch Kleinigkeiten.“

„Handschuhe? Damit fängt es an und mit seidenen Roben hört es auf. Und nachher kommen die Rechnungen aus Berlin, und der Alte soll es berappen. Wenn das schon so anfängt...! Nun will ich dir mal was sagen: jetzt fährst du überhaupt nicht hin. Punkt-um! Ich werde sofort an Professors telegraphieren, das heißt eine Postkarte werde ich ihnen schreiben, daß du hier nicht fortkommst, daß ich dich notwendig brauche, oder daß du Influenza bekommen hast...“

„Papa, das ist doch nicht dein Ernst!“

Sie sah ihn mit ihren ernstesten, grauen Augen streng an.

„Ach was, ich spake nicht... Du bleibst hier, fertig! Pack' nur gleich wieder aus!“

„Das würden dir Onkel und Tante sehr übelnehmen. Ich würde ihnen natürlich die Wahrheit schreiben, daß du mich nicht weglassen willst. Und du weißt...“

„Ich weiß, daß sie 'ne Hypothek auf Treßin stehen haben und reich sind und keine Kinder haben. Ich weiß auch, daß ich dich sonst überhaupt nicht hinfassen würde — ja, das weiß ich!“, brummte er halblaut in seine Pfeife und in seinen Bart, während er seine Wanderung von neuem aufnahm. „Willst du nicht lieber bei deinem alten Vater bleiben, Lisbeth, der dich so lieb hat und ohne dich nicht leben kann?“

Sie blickte ihn mit einem spöttischen Lächeln von der Seite an:

„Um Gottes willen, Vater, werde bloß nicht senti-mental! Wer dich kennt, glaubt dir das doch nicht.“



„Was habe ich für Kinder! Der Sohn ist ein Nichts-  
nuz, ein Faulenzer und Bummel, der sich betrinkt;  
die Tochter ein herzloses Geschöpf. Aber das sage ich  
dir: in Berlin verloben mit irgend so 'nem Mitgift-  
jäger, das gibt es nicht! Dazu habe ich dich nicht mit  
Mühe und Kosten großgezogen, um irgend so einem  
hungrigen Nichtstuer die Taschen zu füllen.“  
„Ich möchte bloß wissen, wie du auf die Idee kommst,  
Vater?“

„Na, deshalb hat dich die Tante doch nur einge-  
laden — zum Männerfang! Und Papachen kann nach-  
her bleihen. Aber ich kann dir keine Mitgift geben;  
nicht mal 'ne Aussteuer, wo jetzt die Landwirtschaft  
auf dem Hund ist! Und ohne Mitgift nimmst du ja  
doch keiner. Überhaupt brauche ich dich viel zu nötig;  
ich kann dich hier gar nicht entbehren. Ich bin ein  
alter Mann, du bist meine einzige Stütze; es ist einfach  
deine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, bei mir zu  
bleiben, bis ich mal tot bin. Und es geht dir ja auch  
so gut hier . . . Was brauchst du zu heiraten!“

Die letzten Worte rief er der Abgehenden nach, die  
ihn nur mit einem ernsten Blick streifte und wortlos  
das Zimmer verließ. Der Gutsbesitzer brummte noch  
etwas vor sich hin; dann blickte er sich vorsichtig um und  
unterzog die alte, schäbige Reisetasche, die auf dem Tisch  
stand, einer genauen Untersuchung.

Zuerst die Tüte mit den Semmeln. Das war doch  
wirklich eine unerhörte Verschwendung: die Brötchen  
waren fingerdick mit Butter bestrichen und auf beiden  
Seiten dick mit Würst und Schinken belegt. Seine  
Kinder waren die geborenen Verschwender. Das hatten  
sie von der Mutter.

Dann setzte er seine Untersuchung fort. Unter aller-  
lei Kleinigkeiten, die eine junge Dame für absolut  
nötig für die Reise hält, fand er ein umfangreiches  
Paket mit drei dicken Würsten und einer geräucherten  
Gänsebrust.

Ein Geschenk für die Tante. Und Lisbeth hatte ihm  
nichts davon egsagt! Zwei Würste und die Gänsebrust  
taten es wohl auch. Er nahm die dritte mit einem  
schadenfrohen Lächeln heraus, wickelte das Papier  
wieder zu und versteckte seine Beute sorgsam im Rük-  
sack, zu dem er den Schlüssel bei sich trug.

Nachdem er die Spuren seiner Tätigkeit sorgsam ver-  
wischt hatte, nahm er seine unterbrochene Zimmerpro-  
menade von neuem auf, nachdenkend, rauchend und vor  
sich hinbrummend, wie es seine Gewohnheit war, wenn  
ihn etwas lebhaft interessierte.

Da war nun nichts mehr zu machen. Er hatte der  
oft wiederholten und eindringlichen Einladung Lis-  
beths durch die Schwägerin und den Schwager leider  
zugestimmt; nun konnte er nicht mehr zurück.

Ja, wenn nur ein Ersatz für sie da wäre, dann  
könnte sie seinetwegen noch länger fortbleiben, da er ja  
weiter keine Kosten dadurch hatte. Aber es war ja  
kein Verlaß mehr auf die Dienstboten. Die Mädchen  
werden ihn derweil schon bestehlen.

Die Köchin wird mehr aufschreiben und noch  
schlechter kochen, und Mienen wird ihn bei der Butter,  
den Eiern und der Milch bemogeln. Dies Volk stahl ja  
an allen Ecken und Enden; er konnte doch nicht überall  
zugleich sein.

Was für eine ausgezeichnete „Mamsell“ und Wirt-  
schafterin seine Tochter war, das wurde ihm jetzt erst  
recht klar. Denn natürlich hatte er sich eine solche Aus-  
gabe geschenkt, seitdem sie deren Stelle vertreten konnte  
— viel besser übrigens als ihre verstorbene Mutter,  
der immer die städtische Herkunft anzumerken war.  
Lisbeth dagegen war ein echtes Landkind.

Aber wie würde sie ihm aus Berlin zurückkommen,  
wenn sie die Genüsse und Wunder der Weltstadt kennen-  
gelernt hatte? Und wenn sie nun gar nicht wiederkam  
oder als Verlobte, um ihm bald wieder davonzu-  
flattern?

Über zum Heiraten bedurfte sie schließlich seiner  
Einwilligung. Und die gab er einfach nicht. Und über-  
haupt — er atmete erleichtert auf —, wer nahm denn  
heutzutage ein Mädchen ohne Geld und Aussteuer?  
Lächerlich!

Satte das nicht schon wie eine unpassbare Mauer

alle jungen Herren der Umgegend ferngehalten! Denn  
natürlich hatte er es der ganzen Welt verkündet, daß sie  
nicht einen Pfennig mitbekäme. Nur einer hatte den  
Mut gehabt, um sie anzuhalten. Aber aus dem hatte  
sie sich zum Glück nichts gemacht.

Gott bewahre, er hatte sein Kind nicht mühsam groß  
gezogen, damit irgendein leichtsinniger Habenichts erst  
die Mitgift verputzte und ihm nachher auf der Tasche  
lag. Eine Schraube ohne Ende! Er hatte genug Belü-  
stigungen gesehen. Sie sparten und arbeiteten ja heutzu-  
tage nicht mehr, die jungen Leute.

Wo konnte es denn seine Tochter besser haben als  
hier! Ohne Sorgen. Das bißchen Arbeit war nicht  
der Rede wert. Als Gutsfrau und Mutter würde sie  
sich viel mehr quälen müssen.

Wenn er mal tot war, dann konnten Fritz und Lis-  
beth, die natürlich erben würden, ganz behaglich hier  
weiterleben.

Schon des Jungen wegen war es ihm lieb, wenn  
sie hier bliebe und nach dem Rechten sähe. Der Junge  
— du lieber Gott, so ein Träumer und Tunichtgut!

Ein Glück, daß er als Vater so gut für seine Kinder  
sorgte. Sie schalteten ihn geizig — aber den Teufel auch,  
daß er würden sie eines Tages ein schönes Vermögen  
erben. Das wollte doch etwas heißen, wo heutzutage  
die Landwirtschaft so herunter war. Aber das durfte  
um Gottes willen keiner wissen, denn sonst . . . Jeden-  
falls sorgte er auf seine Weise als gewissenhafter Vater  
für sie.

In Lisbeths einfachem Mädchenzimmer saßen der-  
weil die Geschwister Hand in Hand auf dem kleinen  
Sofa und nahmen Abschied voneinander — den ersten  
Abschied seit langer Zeit, seit Fritz vom Gymnasium ins  
Vaterhaus zurückgekehrt war.

„Und Bücher schickst du mir und neue Malfarben“,  
bat der Bruder, indem er seinen Arm zärtlich um sie  
schlang.

„Der Onkel wird schon seine milde Hand austun“,  
meinte Lisbeth zustimmend, indem sie den großen  
Jungen zärtlich küßte. „Aber nicht wahr — du hältst  
dein Wort?“

„Keinen Tropfen!“

„Weder Wein noch Bier, noch gar Schnaps — hast  
du mir versprochen.“

„Ja, Herr Pastor Lisbeth! Schließlich bin ich doch  
kein Trunkenbold.“

„Aber du kannst einer werden. Vertragen kannst du  
auch nichts.“

Wer ist schuld daran? Der Vater, der sich jetzt am  
meisten darüber aufhält, wenn ich mal in lustiger Ge-  
sellschaft des Guten zuviel getan habe. Weil er mir  
alles fortnimmt, was mir Freude macht: Bücher und  
Pinselfarbe.“

„Macht dir denn dein Beruf keine Freude? Ich kann  
mir keinen schöneren denken.“

„Ich kann mir schon was Schöneres denken! Warum  
läßt Papa mich nicht studieren oder Maler werden  
oder sonst etwas? Ach, das muß herrlich sein, in einer  
großen Stadt zu leben! Immer nur Knechte und Mäde  
und Vieh und Mist sehen — gräßlich! Hol' es der  
Teufel! Ach, wenn ich mitdürfte nach Berlin! Da gibt  
es Museen und Bibliotheken und Theater und kluge,  
feine Menschen!“, rief er mit leuchtenden Augen. —  
„Herrgott, muß das schön sein, da zu leben!“

„Eines Tages wirst du das alles auch sehen und ge-  
nießen.“

„Ach, eines Tages, wenn ich alt bin! Der Alte läßt  
mich ja nicht fort, der Tyrann!“

Er ballte drohend die Fäuste.

„Fritz — er ist dein Vater.“

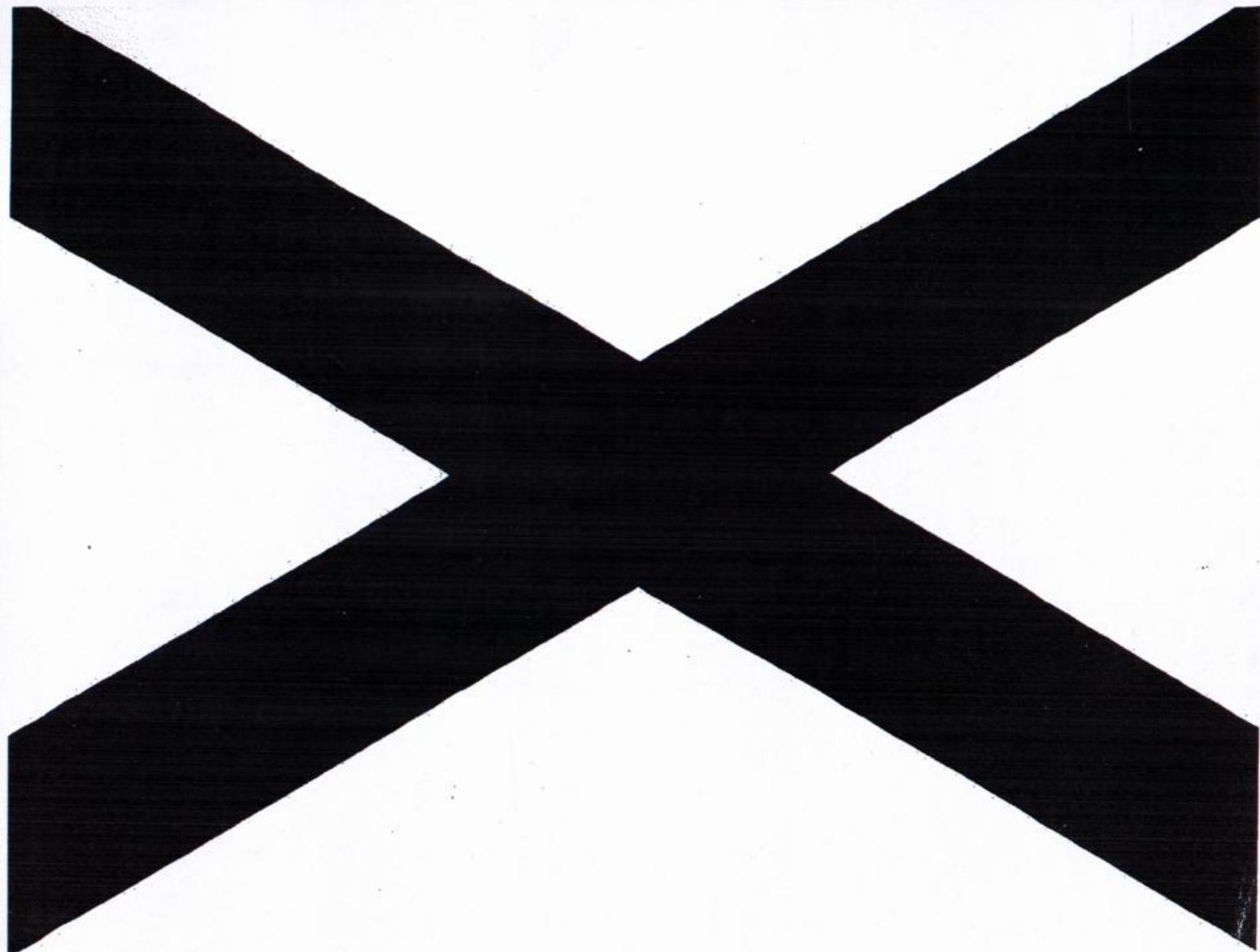
„Ja, deiner auch — und doch habe ich dich schon  
schimpfen hören.“

„Das war sehr unrecht von mir. Jedenfalls meint  
er es gut mit — mit uns.“

Der junge Mensch lachte spöttisch.

„Ja, arbeiten von früh bis spät — nie ein Ber-  
gnügen, immer nur Schelte und Vorwürfe! Ich habe  
es satt, sage ich dir, satt bis hierher, das ganze Treiben.“





# Unterteilung

Inhalt des folgenden Verfilmungsteiles:

Seite fehlt?